

BIOGRAPHIEN DER HEIMAT

Joseph Viktor von Scheffel — eine Ehrenrettung

Ansprache bei der Scheffel-Gedenkfeier der Volksbochschule Radolfzell in Verbindung mit dem Volksbund für Dichtung am 12. April 1961 zum 75. Todestag des Dichters

Von Wilhelm Zenter, München

Was uns heute im Gedenken an J. V. von Scheffels 75. Todestag hier zusammengeführt hat, ist mehr als die Erfüllung einer sogenannten „Ehrenpflicht“: es ist eine „Ehrenrettung“, mithin eine innere Angelegenheit, eine Herzenssache. Denn wer wollte dem widersprechen, daß den Zeiten einer hohen und höchsten Wogen schlagenden Scheffelbegeisterung Perioden gemäßigeren Urteils, am Ende gar Geringschätzung und Verkennung gefolgt sind? Auf der heutigen Literaturlibörse stehen Scheffels Aktien nicht eben hoch im Kurs. Was uns an dieser Tatsache am meisten verdrießt, ist der Umstand, daß man unseren Dichter ohne den Versuch eines gründlichen Kennenlernens auf bloßes Hörensagen hin verdammt, indem man die einst so beliebten, die Fenster der bürgerlichen Stube zierenden Lichtbilder aus dem „Trompeter von Säckingen“ (Jung-Margareta beim heimlichen Versuch, Trompete zu blasen und ähnliche Situationen) oder auch gewisse gefühlsselige Kompositionen ins Gefecht führt, die Scheffel selbst höchst zuwider waren. Auf die mangelnde Kenntnis eines Dichters und seines Werkes dürfte sich indessen kein ablehnendes Urteil stützen, es sei denn, derjenige, der ein solches fällt, richte sich selbst.

Der Scheffelenthusiasmus früherer Generationen, auch der ersten verdienstvollen Scheffelbiographen, ist allerdings einem Irrtum unterlegen, dem Irrtum, Werk und Wesen des Autors zu sehr von außen, von der Oberfläche her betrachtet und beurteilt zu haben, ohne zu den Tiefen seiner Natur und der damit verknüpften Schaffenstragik gedrungen zu sein. Allein erst die Kenntnis des Menschen Scheffel, wie er sich am unmittelbarsten in seinen Tagebüchern, Briefen und, nicht zuletzt, in seinen zahlreichen Testamenten offenbart, rückt auch das poetische Schaffen ins rechte Licht, verleiht diesem einen verblüffenden, oft erschütternden Hintergrund. Von diesem Hintergrund hebt sich die Scheffel-Dichtung, die keineswegs die Frucht eines glücklichen Naturells, einer inneren Ausgewogenheit gewesen ist, vielmehr einem im Grunde schwerblütigen, mit der Welt und sich selbst in unablässigem Widerstreite liegenden Charakter abgerungen werden mußte, in einer früher kaum geahnten, geschweige denn voll erkannten Weise ab. Ein Wort, bereits von den Lippen des jungen Dichters gefallen, durchzieht gleich ahnungsvoller Prophetie sein ganzes Dasein, erweist sich als Grundmotiv, das immer dann seine beklemmende Stimme erhebt, wenn die Sonne unbewölkten Glücks über dem Dichter aufzubrechen scheint. Dieses Wort lautet: „Das Leben hat eine spezifische Schwere, und wer's zu leicht nimmt, kann sich täuschen.“

Nur wenige Zeitgenossen haben um diese Tragik, die Scheffel überdies vor dem Zublick der Welt mannhaft zu verbergen trachtete, gewußt oder sie gar ausgesprochen wie der Rechtsgelehrte Robert von Mohl, der auf Grund unmittelbarer Beobachtung sagen konnte: „Scheffel war, trotz seiner großen Begabung und mannigfacher günstiger äußerer Verhältnisse, kein glücklicher Mensch.“

In der Tat, schon die „äußeren Verhältnisse“, in die Scheffel am 16. Februar 1826 als Sohn eines begüterten Bürger- und Beamtenhauses Altkarlsruher Prägung hineingeboren wurde, waren günstig. Ein rechtlicher, vom Geiste strenger Pflichterfüllung

bestimmter Vater, im Widerspiel zu dessen rationalem Denken und Handeln eine fantasiebeschwingte, poetisch veranlagte Mutter, eine um drei Jahre jüngere, von Scheffel zärtlich geliebte Schwester, die später seine einzige Vertraute, sein „guter Engel“ werden sollte, dazu die Seele des Haushalts, die Großmutter Katarina Kredderer, die ihrer Tochter in das Haus des Ehegatten gefolgt war, eine vortreffliche Frau, wohlbewandert in Sagenwelt und Geschichte ihrer Heimat, denn sie stammte aus Rielasingen und hatte die Burgfeste des Hohentwiel noch vor der Zerstörung durch französische Mineure in ihrer alten wehrhaften Pracht gesehen. Das Natur- und Heimatgefühl des jungen Scheffel wurde in diesem Hause in vorbildlicher Weise genährt. Gar bald ist das Badnerland vom Neckarstrand bis zu den Gestaden des Bodensees dem Karlsruher Gymnasiasten ein an der Seite des ortskundigen Vaters begeisterungsvoll erwandeter, lebendiger Besitz. Auch künftighin hat der Dichter nie etwas zu schildern oder darzustellen versucht, was er nicht durch den Augenschein sich zu eigen gemacht hatte. Wandertrieb und Wanderfreude sind jene Lebens-elemente geblieben, denen Scheffel die gesegnetsten seiner Lebensstunden zu danken hatte, und sein bestes poetisches Gedankengut ist ihm immer dann zugeflogen, wenn er nach Weise fahrender Scholaren die Lande durchstreifte, während er sich in der Studierstube, der gelehrten Ader in seinem Wesen allzu sehr nachgebend, meist in unfruchtbaren Spekulationen zergrübelte.

In das bereits geschilderte Elternhaus an der Karlsruher Stephaniestraße, das mit seinem großen Garten bis zum nahen Hardtwald reichte, fiel freilich auch ein Schatten: der von früher Jugend an gelähmte, auf den Rollstuhl angewiesene Bruder Karl, auch geistig zum mindesten einseitig, wohl auch etwas abseitig entwickelt. An Karls bemitleidenswertem Schicksal hat der junge Scheffel jene schon erwähnte spezifische Schwere des Daseins kennengelernt, die er jedem Menschenleben als Beigabe zugemischt glaubte. Denn hier trat ihm das Gespenst der Krankheit entgegen, von dem er sich später so oft geschreckt und bedroht fühlte.

Immerhin, die Familie ist für Scheffel jener Port geblieben, in den er sich vor des Daseins Stürmen zu flüchten, zu retten pflegte, und so geringe Sympathie er zeitweilig seiner Vaterstadt Karlsruhe entgegengebracht hat, so innig hing er an seinem Elternhaus. Es ist ihm zum Segen, in gewissen Situationen aber auch nahezu zum Verhängnis geworden. Da Familiensinn und dessen tatkräftige Bewährung dem Dichter jederzeit eine Selbstverständlichkeit bedeuteten, der bedenkenlos jedes Opfer zu bringen sei, hat er sich diesem Gesetz selbst in Augenblicken gebeugt, da seiner künstlerischen und menschlichen Entwicklung ein Leben in Unabhängigkeit besser angeschlagen hätte.

Eigentlich wäre es der Wunsch des jungen Scheffel, nachdem er als „Primus omnium“ und Sprecher der lateinischen Abiturientenrede das Karlsruher Gymnasium verlassen hatte, gewesen, Maler zu werden. Allein schon macht sich der Einfluß der Familie bemerkbar, denn Vater Scheffel hielt ein Brotstudium zur Sicherung der Zukunft für unerlässlich. Und dem gehorsamen Sohn wurde dieser Wunsch, wenn auch nach einigem Widerstreben, vollzogener Befehl. Das Studium der Rechte, für das er sich ohne innere Neigung entschied, führte ihn zunächst nach München, wo er sich zwei Semester lang als freier Student tummelte, und hierauf nach Heidelberg, wo seine aktive Teilnahme am Studentenleben beginnt. Scheffels freiheitlicher Sinn fühlte sich von den burschenschaftlichen Idealen, charakterbildender Manneszucht, vaterländischer Gesinnung und unmittelbarer Beschäftigung mit dem Leben und den Fragen der Gegenwart, am mächtigsten angezogen. In den Kneipzeiten der „Teutonia“, später „Alemannia“ und „Frankonia“, finden sich die ersten Spuren literarischer Betätigung, ohne daß der Verfasser diesen Federproben nennenswerte

Bedeutung beigemessen hätte. Hatte er doch im Hörsaal seines Heidelberger Lehrers Gervinus vernommen, daß die Zeit der Dichtung abgelaufen sei, die neue Situation politische Gedanken und Taten erheische. Zwei Semester in Berlin schärften dem Karlsruher Bürgersohn den Blick für die ihm bis dahin weniger zum Bewußtsein gekommenen sozialen Probleme, die ihn tief bewegen. Es gibt Kneipzeitungsbeiträge Scheffels aus jenen Tagen, die durch ihre Weitsicht geradezu erstaunlich wirken und ihren Verfasser als durch und durch „modernen“ Menschen kennzeichnen.

So kann es nicht verwundern, wenn Scheffel in den Märztagen des Jahres 1848 ebenfalls zu jenen Idealisten zählte, die hofften, die in Revolutionsunruhen kreisende Zeit werde ein geeintes, nationalbewußtes, freiheitliches Vaterland gebären. Dem Sekretär des badischen Bundestagsgesandten Welcker ist es möglich, den Sitzungen des Vorparlaments und der Nationalversammlung in Frankfurt a. M. als Ohren- und Augenzeuge anzuwohnen; später geht er mit Welcker in diplomatischer Sendung nach Schleswig-Holstein. Jedoch wachsende Enttäuschung über das Erlebte und Geschaute, vor allem über die Ausschreitungen radikaler Elemente, bemächtigt sich seiner und treibt ihn in die Studierstube zurück, in der er es nicht mehr aushalten zu können geglaubt hatte. Der Heidelberger Dr. iur. Joseph Scheffel bekennt im Jahre 1849:

„Ich habe die *ideale* Auffassung von der Demokratie und von deren *realer* Anschauung mehr und mehr abgestreift und habe im Wirtshauspolitisieren und in dürren Volksreden, die nichts anderes waren als geschickte Kombinationen von ein paar abgedroschenen Phrasen, keine Anregung und keinen Geschmack gefunden . . . Die künstlerische Seite in mir hat gegen das positiv Unschöne reagiert.“

Der innerlich nahezu Verzweifelte erlebt, wie oft noch, wenn des Daseins „spezifische Schwere“ an ihn herantrat, einen seelisch-körperlichen Niederbruch. „Krank an den Widersprüchen der Zeit und des eigenen Herzens“, entschließt er sich, dem Drängen des Vaters gehorsam, zur praktischen Aufnahme des Juristenberufes beim Bezirksamt Säckingen. Die stille Abgeschlossenheit der Waldstadt, diese umgürtende Berg-, Wald- und Stromnatur stiften in ihrem harmonischen Zusammenklang inneren Frieden.

„Einsam wandle deine Bahnen,
stilles Herz und unverzagt,
viel erkennen, vieles ahnen
wirst du, was dir keiner sagt.

Andern laß den Staub der Straße,
deinen Geist halt frisch und blank,
Spiegel sei er gleich der Meerflut,
wenn die Sonne niedersank.“

Tief gerührt vom unversehrt gebliebenen Hauensteiner Bauerntum, mit dem es der junge Rechtspraktikant zu tun hatte, trägt sich Scheffel damit zum ersten Male mit dem Gedanken, selbst ein Bauer zu werden, zum mindesten inmitten ländlicher Stille, fern von Getrieb der Städte und der Gesellschaft, zu leben. Scheffel wandert und zeichnet viel, sendet die köstlichen „Säckinger Episteln“, erste Bürgen seiner dichterischen Berufung, ins Elternhaus. Vor der sandsteinernen Grabplatte des Werner Kirchofer und seiner Ehefrau Ursula von Schönau, Helden einer Säckinger Lokalsage, dämmert der Plan einer Dichtung empor, ohne noch greifbarere Gestalt anzunehmen. Allein der für unseren Dichter so bezeichnende Rückschlag läßt nicht auf sich warten. Durch einen Zusammenstoß mit dem Platzkommandanten Hauptmann

Schwarz, der von beiden Seiten viel zu tragisch genommen wurde und hart am Duell vorüberführte, umwölkt sich der heitere Säckinger Himmel, verdüstert sich Scheffels Gemüt. Bald darauf verläßt er das Bezirksamt und ist wieder „der fahrende Schüler, ohne Ruhe, ohne Stellung, mit einem unbefriedigten Drang ins Weite“.

Nach einem weiteren Versuch im Staatsdienst, als der „zweckwidrigste aller Hofgerichtssekretäre“ am Hofgericht in Bruchsal, erlangt Joseph auf Fürsprache von Mutter und Schwester endlich die väterliche Bewilligung für eine Studienfahrt nach Italien.

Allein, der ausgezogen war, sich unter der Sonne des Südens zum Maler zu bilden, als Dichter kehrte er, wie die Mutter gehnt und gewünscht hatte, zurück. So sehr die in Italien empfangenen Eindrücke ihn gefesselt und bewegt haben, das Bild der Heimat konnten sie nicht verblässen machen. Inmitten des römischen Winters und Karnevals träumt er von seinen Schwarzwaldbergen, wohl auch von der Base Emma Heim, der Apothekerstochter aus Zell am Harmersbach, zu der ihn tiefe, jedoch nie voll ausgesprochene Neigung zog, denn Scheffel war, wie er sich selbst nannte, „timide du coeur“. Die Gestalten des „Trompeters von Säckingen“, bei seinem Aufenthalt in der Waldstadt noch von ahnungsvollem Dämmer umhüllt, treten nun leibhaftig auf den Dichter zu und begehren poetische Verwirklichung.

Sollte man auch das überschwängliche Urteil früherer Generationen über diesen den Eltern zugeeigneten „Sang vom Oberrhein“ nicht mehr in allen Stücken teilen; ihn lediglich nach dem „Behüt dich Gott, es wär' zu schön gewesen“ zu beurteilen, geht schon deswegen nicht an, weil sich dadurch ein allzu einseitiges und schiefes Bild ergäbe. Denn „Der Trompeter von Säckingen“ ist keineswegs ein Ausbund von Sentimentalität, als den man ihn, unter Berufung auf wenige, aus dem Zusammenhang gerissene Verszeilen, heute hinzustellen beliebt — den Zeitgenossen erschien er vielmehr als eine „Poesie in Hemdsärmeln“, und die Jugend begrüßte ihn als eine „Poesie der guten Laune“, denn sie war der zur Phrase gewordenen Weltschmerzgeste Byronscher Prägung und der süßlichen Nachromantik „amaranth'schen“ Zuschnittes überdrüssig geworden. Man versenke sich nur, unvoreingenommenen Sinnes, in die lebendigen Naturschilderungen und Volksszenen, beschäftige sich mit der volksliedhaft reintonigen Schönheit der „Lieder eines stillen Mannes“, ergötze sich an deren satirischem Kontrapunkt, den „Liedern des Katers Hiddigeigei“, dem der Autor seine eigenen Anschauungen über Welt und Menschen, Zeit und Zeitgeist unter die Schnurrhaare gestrichen hat, und ich bin gewiß, man wird den „Trompeter“ auch heute noch lesbar, ja lesenswert finden.

Den großen literarischen Erfolg, der die Sicherung von Scheffels Zukunft hätte verbürgen können, zeitigte der poetische Erstling freilich noch nicht. Wenn sich Joseph der Fortsetzung der Beamtenlaufbahn auch hartnäckig widersetzte, so erreichte der Zuspruch der Familie immerhin, daß er sich bereit erklärte, in dem als Herzensheimat empfundenen Heidelberg sich auf die Laufbahn des Universitätsprofessors vorzubereiten oder, wie er meinte, „Privatdozent und Proletarier“ zu werden.

Bei diesen Vorbereitungsarbeiten beschäftigte sich Scheffel im Winter 1853/54 mit dem lateinischen Waltharilied des St.-Galler Mönches Ekkehard I., dessen nach Vergil schmeckende Hexameter er in deutsche Nibelungenreimpaare umgoß. Von diesem Waltharius und seinem Sänger führte ein gerader Weg der Quellenschließung zur großen Chronik des Klosters, den „Casus Sancti Galli“. Scheffels Reaktion war bezeichnenderweise eine dichterische: aus den anfänglichen wissenschaftlichen Studien erwuchs ein Roman.

„Dem Dichter“, heißt es im Vorwort zum ‚Ekkehard‘, „ereilt ein eigenes Schicksal, wenn er sich mit der Vergangenheit bekannt macht. Wo andere, denen die Natur gelehrtes Scheidewasser in die Adern gemischt hat, allgemeine Sätze und lehrreiche Betrachtungen als Preis der Arbeit herausätzen, wachsen ihm Gestalten zu, erst von wallendem Nebel umflossen, dann klar und durchsichtig, und sie sprechen: Verdicht' uns!“

Da es zu Scheffels Schaffensgrundsätzen gehörte, sich nur in der poetischen Schilderung dessen zu versuchen, was er mit eigenen Augen erschaut, mit eigenen Sinnen in sich aufgenommen hatte, lenkte er im März 1854 seine Schritte den Schauplätzen des geplanten Romans zu. Der erste Besuch galt St. Gallen und dessen Stiftsbücherei. Hierauf ging die Reise nach der Reichenau, wo sich der Dichter zuerst zum Schreiben niederzulassen gedachte, und dann, gleich Ekkehard vom „Berg der Verheißung“ magisch angezogen, über die Zeller Bucht und Radolfzell, das vor des Dichters Fantasie aus dem Uferschilf die Gestalt des Leutpriesters, Fischers und Jägers Möngal auftauchen ließ, nach dem Hohentwiel. Im Gasthaus des Hofschulzen Christian Friedrich Pfizer, der heutigen Burgschenke, quartierte sich am 10. April 1854 der Wanderer zu längerem Aufenthalt ein. Noch am gleichen Tage heißt es in einem Brief an die Eltern (Großmutter Katarina Krederer, die dieser Bericht wohl besonders interessiert hätte, weilte nicht mehr unter den Lebenden):

„Das Wirtshaus scheint einfach und ordentlich. Von meinem Fenster beherrsche ich eine weite treffliche Aussicht, links der hohe Krähen, vor mir Feld, Wald und Berge, rechts der Bodensee und bei hellem Wetter die Alpen. Ich hoffe, hier heimisch zu werden und will morgen mit der Schreibung beginnen.“

Auf dem Hohentwiel, bald unter der Linde vor dem Hofgut, bald droben auf den Trümmern der Burg, umgrast von weidenden Ziegen, entstanden neun Kapitel des Romans. Kargte die Muse einmal mit ihrer Gunst, dann spendeten Wanderungen in den Hegau, an den Untersee, zu den Heidenlöchern bei Überlingen neue Anregungen. Viele Gestalten der Erzählung, so die Hirtenkinder Audifax und Hadumoth, die Waldfrau, deren Vision dem Dichterauge bei einem Besuch des Hohenkrähen auftauchte, Cappan, der für seinen Autor bei einer Bauernhochzeit in Weiterdingen Gestalt und Leben gewann, wohl auch Herr Spazzo, der Scheffel zum ersten Male begegnete, als er in nächtlicher Stunde von einem Abendtrunk in der „Krone“ zu Singen zu Pfizers Hofgut zurückkehrte, gesellten sich damals als echte Scheffelsche Fantasiegestalten den bereits durch Sage und Historie vorgegebenen Figuren. Plötzlich aber legte eine Halsentzündung ihr Veto gegen die Fortsetzung der Arbeit ein, und Scheffel kehrte, wieder einmal vom Gespenst der Krankheit beunruhigt, ins Elternhaus zurück. In der Stille der „grünen Stube“ griff der Dichter erneut zur Feder, die Kapitel der Hunnenschlacht schrieb Scheffel sogar auf dem Speicher des väterlichen Hauses, wohin er sich im Bedürfnis nach absoluter Ruhe zurückgezogen hatte. Kopfzerbrechen bereiteten allerdings die Schlußkapitel, die Katastrophe und Lösung des Konflikts bringen sollten. Die Arbeit geriet ins Stocken.

Die „spezifische Schwere des Daseins“ — diesmal sollte sie nicht zerstörend, sondern fruchtbringend wirken. Was sich schon auf dem Hohentwiel abzeichnen begonnen hatte, daß Scheffel sich mehr und mehr mit seinem Helden und dessen Schicksalen identifizierte, erlangte immer maßgebendere Bedeutung. Die Situation hatte in der Tat eine gewisse Verwandtschaft. Emma Heims, der Unerreichbaren, Hochzeit stand bevor. Auch die Familie Scheffel war eingeladen. Mit seinem Vater reiste Joseph nach Freiburg, fest entschlossen, sich nicht ins Herz blicken zu lassen. Jedoch dieser Entschluß überstieg seine Kraft. Schon am Morgen des Hochzeitstages

verrät sich der Sturm in seinem Innern, der ihn dann zu vorzeitigem Aufbruch von der Festtafel zwingt und mitten in der Nacht verstörten Sinnes in Karlsruhe anlangen läßt. Gleichwohl war jene Erlebnisstimmung geboren, welche die letzten Kapitel des „Ekkehard“ durchbebt. Diesem gleich entfloh der Dichter vor den Drängnissen des Lebens und des eigenen Herzens in die Einsamkeit des Appenzeller Berglandes. Im Aufblick zu höchsten Gipfeln, dem Säntis, sammelt sich das schwergeprüfte Herz, regen sich im wachsenden Gefühl des „Selig der Mann, der die Prüfung bestanden“ die schöpferischen Kräfte aufs neue. „Ekkehard wird gesund und kräftig mit echter Alpenpoesie zu End' geführt“, lautet ein lakonischer Bericht ins Elternhaus, wo man, auf das Schlimmste gefaßt, erleichtert aufatmet.

„Ekkehard“ hat Scheffel stets als sein bestes Werk empfunden und gleich allem, was mit ihm zusammenhing, besonders geliebt. Galt die Bewunderung der Zeitgenossen vor allem dem üppig aufgetragenen, durch Quellennachweise untermauerten historischen Kolorit, in dem man eine Verschmelzung von Geschichte und Dichtung, von Wissenschaft und Poesie zu erblicken glaubte, so weckt heute das in der Erzählung so anschaulich beschworene landschaftliche Element unsere Liebe. Held oder Heldin des „Ekkehard“ sind weniger die Einzelgestalten — zum Herz- und Mittelpunkt des Ganzen wird unwillkürlich die Landschaft zusamt dem ihr erwachsenen Volks- und Brauchtum. Beide, Land wie Leute, sind von dem stammesverwandten Dichter unmittelbar erlebt, mit Herzblut durchtränkt worden, und überall, wo eine solche Beziehung durchschimmert, hat der Roman seine Frische, seine Überzeugungskraft, seine künstlerische Wahrheit behauptet. Demgemäß wird sein Zauber fortauern, solange es Menschen gibt, denen die Begegnung mit Natur und Landschaft Jungbrunn und Lebensnotwendigkeit bedeutet, und gar wir Boden-seefreunde werden uns unseren „Ekkehard“ nie und nimmer rauben lassen!

Allerdings hat der Autor für seine dichterisch überragendste Leistung schweren Tribut zahlen müssen. Hatte doch die Arbeit am „Ekkehard“ die geistigen und körperlichen Kräfte bis zur Erschöpfung aufgezehrt, und nur langsam, unter dem lindernden Einfluß Heidelbergs, wo er für einige Frühlingsmonate des Jahres 1855 die Turmstube im Brückenhäuschen des Schlosses bezieht und der frohgemute Freundeskreis des „Engeren“ mit dem Historiker Ludwig Häusser und dem sangeskundigen Ziegelhausener Pfarrer Christoph Schmezer an der Spitze Vergessen von des „Daseins spezifischer Schwere“ bringt, festigen sich diese wieder. Trotzdem gestaltet sich das nächste Lebensjahrzehnt, das entscheidende in Scheffels Leben, zu einem tragischen Ringen, die im „Ekkehard“ erreichte Höhe nochmals zu erringen und damit den Erwartungen, die man von ihm hegte, zu entsprechen, bis der Lebensrest, nachdem das Bewußtsein der Unmöglichkeit durchgedrungen, in Resignation, in allmähliches Erlöschen der Dichterkraft ausklingt.

Zunächst fesselte die poesieumhauchte Gestalt Irene von Spilimbergs, einer frühverstorbenen Schülerin Tizians, Scheffels Fantasie. Ihren Spuren nachzuforschen, besucht der Dichter im Sommer 1855 mit dem befreundeten Maler Anselm Feuerbach Venedig. Doch tückisch kreuzt das gefürchtete Gespenst der Krankheit die sorglos aufgenommenen Wanderpfade. Vor der ausbrechenden Cholera flüchtet Scheffel in die Südtiroler Bergeinsamkeit von Castell Toblino, wo er ein Gefangener der trockenen Sommerhitze wird. „Weiche und melancholische Stimmungen“ über-schleichen den Dichter, „als wär' es Zeit, ein Testament zu machen“. Wie sehr Scheffel sich damals als Dichter fühlte und welch berechtigter Stolz ihn darob erfüllte, geht aus dem Wunsch hervor, seinem Namen möge auf dem Grabstein die Bezeichnung „Poeta“ hinzugefügt werden.

Von einer weiteren Reise im nächsten Jahre, diesmal nach Südfrankreich, kehrt der von einem Wechselfieber überfallene Wanderer als ein an Leib und Seele zusammengebrochener Mann zurück. Mutter und Schwester pflegen ihn allmählich wieder gesund. Während er im Schwarzwaldbad Rippoldsau endgültige Genesung suchte, mehrte die Begegnung mit der Straßburger Bankierstochter Marie Nebel das Bündel von Scheffels schwergetragenen Herzensenttäuschungen. Der Groll des vom Vater des Mädchens refusierten Werbers tobt sich in den leidenschaftlichen Liedern des „Magnus vom finsternen Grunde“ aus.

Da öffnet sich ihm im Jahre 1856 der um den König Maximilian II. gescharte Münchner Dichterkreis. Mit seiner Übersiedlung nach München befindet sich Scheffel auf dem besten Wege zu innerer und äußerer Genesung. Die Arbeit an „Irene von Spilimberg“ wird wieder aufgenommen. Selten hat den Dichter eine erwartungsfrohere Stimmung beherrscht. Jedoch schwer und vernichtend fällt die „spezifische Schwere des Daseins“ abermals in die Waagschale von Scheffels Geschicken. Vom Bruder gerufen, kommt die zärtlich geliebte Schwester Marie, in der er eine der Heldin des Romans wahlverwandte Natur erblickte, nach München, wo sie das Opfer einer Typhusepidemie wird. Unter der Wucht dieses unerwarteten Schlages und wilder Selbstanklagen, durch seine Einladung den Tod seines „guten Engels“ verschuldet zu haben, bricht Scheffel nieder. Nächtelang hört man ihn in einsamer Stube mit der Büste der Verstorbenen wie mit einer Lebenden reden. Spuren dieser Szenen sind in die düstere Erzählung „Hugideo“ übergegangen. Dem Dichter war es fortan unmöglich, „Irene von Spilimberg“ noch einmal vorzunehmen. Sie blieb Fragment wie das Leben und Schaffen der Titelheldin.

Im Herbst 1857 erreicht Scheffel, nicht ohne Zutun der Eltern, die wußten, welches Gift Untätigkeit für den Sohn bedeutete, ein Ruf des Fürsten Karl Egon von Fürstenberg, die durch die Schätze des Laßbergschen Nachlasses beträchtlich vermehrte Hofbibliothek in Donaueschingen zu betreuen sowie die Neuerwerbungen zu katalogisieren. Wenige Tage nach der Zusage nimmt Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach, ein Bewunderer des „Ekkehard“, dem Dichter das Versprechen eines Wartburgromans mit dem Mittelpunkt des Sängerkrieges ab. Scheffel ist eher bestürzt als erfreut; ahnt er doch das Verpflichtende dieses Auftrages. Und wirklich, der Widerstreit zwischen Pflicht und Neigung, von denen die erste ihn in Donaueschingen festhielt, während die zweite nach freiem Schaffen dürsten ließ, stürzte den unseligen Mann in neue, bis zur Selbstquälerei gesteigerte Konflikte. Auch eine Wiederbegegnung mit Emma Heim, jetzt Emma Mackenrodt, stiftet neue Unruhe; das Feuer unter der Asche lodert jählings noch einmal auf. Immerhin entsteht an den Quellen der Donau ein Teilstück des Wartburgromans, die Novelle „Juniperus“, zu deren Entstehung ein Besuch der Burgruine Neuenhewen, auch Stettener Schloßchen genannt, erste Anregung gab. Der Wacholderstrauch, der Scheffel auf den Namen brachte, entwächst noch immer dem Turmgemäuer.

Trotz solcher Ansätze zerbrach am Wartburgroman endgültig des Dichters Kraft. Wanderfahrten donauabwärts bis Wien, in die fränkische Schweiz und in den Thüringer Wald tragen ihm, zumal nach Lösung der Donaueschinger Verpflichtungen, zwar eine Fülle von Liedern zu, die den einzelnen Personen des Romans in den Mund gelegt werden sollten, aber die eigentliche Arbeit verbaute sich Scheffel durch übermäßige Anhäufung von Stoff- und Quellenmaterial. Der klarblickende Vater traf den Nagel auf den Kopf, wenn er meinte: „Joseph hat den Roman viel zu breit, zu umständlich angelegt. Auf diese Weise wird er nie mit ihm fertig werden.“

In Scheffel wuchs das Gefühl der Unsicherheit, der Unfreiheit. Er verzehrte sich in der Fessel seines Versprechens. In dem Drang, nochmals zu jenen Höhen aufzusteigen, zu denen ihn „Ekkehard“ geführt hatte, warb er leidenschaftlich um die Gunst der Muse:

„Sie hat mir reichlich Weh und Leid gespendet,
doch eine Stimme flüstert mir: Bezwing's!
Der Lieder größtes steht noch unbeendet . . .
Ich geh zugrunde oder — ich vollbring's!“

Vergebliches Mühen! Die Schreibbogen häuften sich in Scheffels Studierstube, allein zur eigentlichen Gestaltung, zur zusammenfassenden Tat kam es nicht. Als der Dichter Grund zur Annahme zu haben glaubte, der fürstliche Gönner habe seine Gunst von ihm gewendet, verläßt er fluchtartig das Elternhaus und findet, abermals in völligem Zusammenbruch, ein Asyl in der Kuranstalt Breßtenberg am Hallwyler See. Um jedoch wenigstens einen Teil der vermeintlichen Schuld abzutragen und zugleich einem Gerücht zu begegnen, das von der Einweisung des Dichters in eine Irrenanstalt wissen wollte, entschließt er sich zur Herausgabe der „Frau Aventiure“, einer Sammlung der als Einlagen in den Wartburgroman gedachten Gedichte. „Frau Aventiure“ ist Scheffels unbekanntestes Buch geblieben. Mag in der Nachbildung mittelalterlicher Lyrik das artistische Prinzip stellenweise zu weit getrieben sein, auf der anderen Seite enthält die Sammlung einige der schönsten lyrischen Aussagen, vor allem jene „Herbstschwermut“, die, Reinmar dem Alten zugeschrieben, zugleich ein ergreifendes Selbstbekenntnis, Selbstbildnis, eine wahre Schaffensbeichte ist:

„Der Tag verglüht, des Hochwalds Wipfel schweigen,
indes in goldnem Dunst die Halde schwimmt.
Ich steh am Rain, wo wir den Frühlingsregen
so oft aus hellsten Kehlen angestimmt . . .
Die Nachtigall schlug damals in den Zweigen
und pries mit uns des ersten Veilchens Blühn,
und manchen Mund sah man zum Kuß sich neigen,
wenn sich die Tänzer lagerten im Grün.

Wer küßt ihn heut? Gelb sind der Blätter Farben,
die Nachtigall flog aus ins andre Land',
die Veilchen welkten und die Frauen starben,
die klaren Ritter deckt der welsche Sand.
Gebeugt am Stab und wohlgeübt im Darben
keuch ich des Wegs, fahl und spätherbstiglich,
und niemand weiß Bescheid, wo Wein und Garben
gekellert und gespeichert sind für mich.

Ich klag' es nicht. — Ich hab mit meinem Pfunde
gewuchert wie manch andrer frommer Knecht.
Zwar wuchs nur wenig Korn auf meinem Grunde
und viel Geblüm zu Strauß und Kranzgeflecht . . .
Doch mancher dankt mir eine gute Stunde,
manch goldnen Preis gewann mein Lautenklang,
und manch ein Herz schuf meine Kunst gesunde:
wo Reinmar singt, da währt kein Jammer lang.“

In Pienzenau in den oberbayrischen Vorbergen unweit Miesbach wird dem Dichter für den Sommer 1863 eine ländliche Villegiatur zuteil, wie er sie liebte: mit dem frischen Atem der Mangfall, des Schliersees, der Berge und Wälder genießt er zugleich das befreiende Gefühl, von der auf ihm lastenden Verpflichtung entbündet zu sein, denn Großherzog Carl Alexander hatte ihm sein Wort zurückgegeben. Mit dem ihm an Wanderlust gleichen Ludwig Steub, dem Verfasser der „Drei Sommer in Tirol“, durchstreift er die bayrischen Berge, mit Vorliebe jene Stätten, zu denen der Fremdenverkehr, für beide Männer der Entheiliger der ihnen so eng ans Herz gewachsenen Natur, noch nicht hingefunden hatte. Sollte endlich über Scheffels Leben eine ungetrübte Sonne aufleuchten? Im Jahre darauf gründet der Dichter mit Karoline von Malsen, der Tochter des bayrischen Gesandten am Karlsruher Hof, den eigenen häuslichen Herd, für den das bescheidene Landhäuschen in Pienzenau nicht geschaffen schien. Man wählt die Schweiz zum ersten Aufenthalt, nachdem am Bodensee sich nichts Geeignetes hatte auffinden lassen. Allein die mehr von mütterlicher Fürsorge als von wirklicher Neigung gestiftete Ehe bringt beiden Teilen herbe Enttäuschungen und führt, bald nach der Geburt des einzigen Sohnes Viktor, zur Trennung der beiden Ehegatten. Durch keinen Zuspruch, keine Versprechungen ist die zartveranlagte, übersensible Frau zu bewegen, in das Karlsruher Haus, wo sich ihr Gatte nach dem Tode der Mutter der Pflege des alternden Vaters und des krüppelhaften Bruders widmete, zurückzukehren. Auf dem Wege einer gewaltsamen Entführung gewinnt Scheffel wenigstens den Sohn zurück, dessen Erziehung fortan einen seiner Hauptlebensinhalte bildet. Dabei spielt diese Tragödie in Tagen, die Scheffel jenen entscheidenden Erfolg bringen, der ihn zu einem der bekanntesten und gefeiertsten Dichter seiner Zeit erhoben hat. Weder „Der Trompeter von Säckingen“ noch der „Ekkehard“ haben beim ersten Erscheinen derart durchgeschlagen wie das „Gaudeamus“, Gedichte aus zwei Jahrzehnten, teilweise noch in die Studentenzeit zurückreichend und dem Genius loci, Heidelberg, dem sie zum großen Teil ihre Entstehung verdankt hatten, dargebracht. Wer in diesen naturwissenschaftlichen und kulturgeschichtlichen Satiren, in den Zech- und Wanderliedern, echten Nachblüten der von Scheffel leidenschaftlich geliebten mittelalterlichen „Carmina burana“, liest, ahnt meist nicht, daß ihr sprühender Humor nicht der Ausdruck einer unbeschwerten Seele, sondern nur der „Mauerpfeffer“ war, dessen Grün zwischen dem Trümmerwerk unerfüllter Träume, zerknickter Hoffnungen und schmerzlicher Enttäuschungen hervorsproßte. Unter diesem Aspekt empfangen so durch und durch Scheffelsche Gestalten wie der Rodensteiner oder Zwerg Perkeo unerwartete Hintergründigkeit, denn wie oft und gern hat sich auch ihr Sänger, des Welt- und Menschengetriebes satt, in geist- und gliederlösende Tröstungen eines guten Tropfens geflüchtet.

Seine beste Trösteinsamkeit hat der Dichter allerdings immer wieder in der Natur gefunden. Kein Wunder, wenn er sich schließlich im Herzen jener Landschaft einsiedelte, der sein „Ekkehard“ den Ruhmeskranz gewunden hatte, um hier wenigstens in den Sommermonaten — den Winter verbrachte er im Karlsruher Vaterhaus — seiner Liebe zu ländlich stillem Leben zu frönen. Von den Fenstern seines Landhauses Seehalde und des später erworbenen Mettnauschlößchens schweifte der Blick über die glitzernden Wogen der Zeller Bucht zum Hohentwiel, „seinem“ Berg, hinüber. Der von solcher Wahl entzückte Scheffel meinte, es brauche keine Bilder an den Wänden, wenn Landschaftsbilder dieser Art durch die Scheiben hereingrüssten. Hier gedachte der früh alternde Mann „nach Mönchs Weise“ als Landmann, Fischer, Jäger und Weinbauer zu leben, vielleicht sogar noch einmal „am leichten Spiel dichterischer Gedanken“ sich zu erholen. Letzteres ist allerdings nur

in bedingtem Maße der Fall gewesen. Denn nach den 1870 erschienenen kräftigen „Bergpsalmen“ entstand als schwächerer Nachhall nur noch die „Waldeinsamkeit“, daneben mancherlei Gelegenheitsdichtung, in der mehr das Handwerk als das Herz weiterdichtete.

Eine Zeitlang war Emma Mackenrodt, die nunmehr Verwitwete, Gast auf der Mettnau. Freunde kamen und Freunde gingen; allein trotz dieser freundlichen Episoden — dauernden Frieden vermochten sie dem ruhelosen Gemüt ebensowenig zu spenden wie die Trösterin Natur, in deren Schoß sich Scheffel geflüchtet hatte. Der 50. Geburtstag brachte ihm mit dem Ehrenbürgerrecht der Städte Karlsruhe und Radolfzell wohl das Adelsdiplom ins Haus, nicht aber die Gattin zurück, von der er angenommen hatte, sie werde sich eher zur Wiederkehr bewegen lassen, wenn ein „von Scheffel“ auf dem Türschild prangte. Scheffel blieb der „Einsiedler vom See“. Die Reizbarkeit seines Wesens nahm mit dem allmählichen Zerfall der körperlichen Kräfte zu. Schon der Hausbau, die Restaurierung des Jagdschlosschens auf der Mettnau hatten allerhand Mißhelligkeiten gezeitigt, und als gar bei Überschwemmungen die Reichenauer Fischer ihre Netze über Grund und Boden des Mettnauherrn auswarfen, kam es zu unerquicklichen, langwierigen Rechtsstreitigkeiten, die vielleicht noch weitergewuchert hätten, wenn schließlich nicht der Landesherr Großherzog Friedrich I. auf deren Beilegung gedrungen hätte. In solchen Augenblicken kann es geschehen, daß Scheffel sogar den geliebten See eine „Pfütze voll Schlangen und Kröten“ schilt, um tags darauf wieder reuige Abbitte zu leisten.

Der 60. Geburtstag stand bevor. Festtage hatte der Dichter immer gern in Heidelberg, das ihm nicht nur gleich einer Braut, sondern wie eine ewige Geliebte ins Herz geschrieben stand, gefeiert. So sollte es auch diesmal geschehen. Im Herbst 1885 hatte der Dichter Radolfzell verlassen, ohne zu ahnen, daß er nicht mehr zurückkehren werde. Schwer litt er unter der Trennung von seinem Sohn Viktor, der sich in Berlin der Offizierslaufbahn zu widmen gedachte. Nach einigen trüben Wintermonaten in Karlsruhe siedelte er Anfang Januar 1886 ins Neckarhotel in Heidelberg über, ein schwerkranker Mann, hilflos seinen Paroxysmen und asthmatischen Anfällen preisgegeben, oft in die verzweifelten Worte ausbrechend: „Mutter, komm und hilf deinem kranken Kind!“ Als sein Ehrentag gekommen war, die Stadt Heidelberg dem Dichter des „Alt Heidelberg, du feine“ die Ehrenbürgerschaft, die Studentenschaft einen Fackelzug darbrachte, indes sich das Schloß in das Purpurgewand einer Schloßbeleuchtung hüllte, konnte er, der einst so rüstige Wanderer, sich nur noch mühsam ans Fenster schleppen und dort kaum aufrecht halten. Im Karlsruher Vaterhaus, wo er begonnen hatte, schloß sich am 9. April 1886 der Kreis seines Lebens. Wenige Tage zuvor war auch Frau Karoline ans Krankenlager ihres Mannes geeilt. Mit müdem Lächeln ihre Hand fassend, meinte der Dichter: „Jetzt wäre es schön, noch zwei Jährle leben zu dürfen.“ Allein die spezifische Schwere des Daseins hat auch gegen diesen letzten Wunsch Einspruch erhoben. Mit fürstlichem Gepränge wurde der berühmte Mann wenige Tage später in der Familiengruft auf dem Karlsruher Friedhof an der Seite seiner Schwester Marie beigesetzt, im Tode ein dreißig Jahre vorher gesprochenes Gelöbniß wahrmachend: „Sie soll mich wiedersehen; ich hab's ihr versprochen!“

Ein Dasein, reich an äußeren Erfolgen, reicher noch an inneren Konflikten, ein Leben, das, da alle Voraussetzungen dazu vorhanden schienen, sich weit harmonischer, fruchtbarer, weniger fragmentarisch hätte gestalten lassen, war zu Ende gegangen. Allein diese Friedlosigkeit war nicht Scheffels Schuld, sie war sein Schicksal gewesen. Er hatte dieses auferlegte Schicksal wie ein Mann auf sich genommen und tapfer zu meistern versucht. Mehr noch! Scheffel wußte seine Dichtung zum mutigen

Protest gegen jene Verhältnisse zu machen, denen sie meist abgetrotzt werden mußte. Das Gespenst der Krankheit, das so oft sein Dasein bedrohte und zermürbte — in seine Dichtung hat er ihm den Zutritt verwehrt. Er hat diese Dichtung rein zu halten versucht von jenen unholden Geistern, die sein persönliches Dasein durchspensterten. Allem, was er schrieb und veröffentlichte, hat er frisches, kräftiges, lebensbejahendes Gepräge, den Pulsschlag des Gesunden zu verleihen vermocht. So konnte es geschehen, daß diese Kunst gar manches Herz „gesunde“ zu schaffen, Freude, Beglückung auszustrahlen imstande war. Wir alle, die wir den Dichter kennen und lieben, sind dieser Beglückung durch Scheffels poetisches Schaffen teilhaftig geworden, wir alle danken ihm „manche gute Stunde“. Wir erfahren sie, unbeschadet des Gezeters eines modischen Snobismus, auch heute noch. Wir erleben sie an diesem Abend. Und dabei wollen wir bleiben!

* * *

Abendliche Kahnfahrt

Von Josef Viktor von Scheffel

Eile, mein Schifflein, auf flutendem See,
eile, Du weißt schon, wohin . . .
eher nicht schwindet mein Sehnen und Weh,
bis ich am Ufer dort bin.

Feierlich tönet das Vespergeläut',
goldrot erglühen die Höhen,
eile, mein Schifflein, wir haben noch weit,
eile, die Stunden vergehen.

Sind wir gelandet, dann geb' ich Dir Ruh',
träume vor Anker dann sacht . . .
Schifflein, und was ich dann weiter noch tu',
schweigend vertrau' es der Nacht.

Eile, mein Schifflein, auf flutendem See,
eile, Du weißt schon, wohin . . .
eher nicht schwindet mein Sehnen und Weh,
bis ich am Ufer dort bin.

Aus: Scheffels Werke,
hg. v. Friedrich Panzer, Bd. 1, S. 294.